

Blätter für Literatur und bildende Kunst, herausgegeben von Th. Hell.

45. Sonnabend, am 4. Juni 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Pastoral-Spiegel, oder Musterbild eines evangelischen Geistlichen, in besonderer Bezugnahme auf die Bedürfnisse und Forderungen unserer Zeit. Ein Wegweiser für Geistliche und Candidaten. Aus den Papieren eines Geistlichen herausgegeben von Dr. J. Fr. Thd. Wohlfarth, Pf. zu Kirchhasel, und Dr. M. W. Etthd. Müller, Pf. zu Berka. — Weimar, bei Voigt, 1836. 372 S. 8.

Wenn zwei so berufseifrige und in der Literatur ihres Faches so einheimische Denker, als welche die Herausgeber rühmlichst bekannt sind, von der Schrift eines Dritten, welche sie dem Publikum vorlegen, das Urtheil fällen, daß „darin der guten und zeitgemäßen, ja, zeitdringenden Winke und Rathschläge viele niedergelegt sind, daß dieselbe durch manche neue Ansichten anziehe und das weitere Nachdenken wecke“, so genügt es schon, wenn ein Recensent diesem Zeugniß volle Zustimmung giebt, so wie auch die Zueignung an den Bischof Dr. Neander einen Maßstab zur Anerkennung darbietet. Vergebens fragt man jedoch, welchen Antheil jenes Duumvirat am Inhalt habe, da sie es unentschieden lassen, „ob die Biographie nebst den Zugaben sich auf ein lebendes Original beziehe oder nicht“.

Der I. Abschnitt, Geschichte meines Lebens überschrieben, legt in 7 Kapiteln theils den Bildungsgang, theils die Amtsführung des Ungenannten mit religiöser Gemüthlichkeit offen dar. Ohne zu idealisiren, schildert er seine sorglichen Bestrebungen und deren größern oder geringern Erfolg, wobei manches psychologische Goldkörnlein ausgestreut, auch mancher Fehlgriff und manche Versäumniß gerügt wird. Von S. 139 an findet sich im II. Abschnitte, dem die Ueberschrift fehlt, eine ernste, umsichtige Würdigung des evangelischen Predigtamtes, ein kundiges Abgrenzen der Stellung, die der Geistliche im kirchlichen wie im häuslichen Leben, in der bürgerlichen wie in der vermischten Gesellschaft einzunehmen pflegt oder erringen und behaupten soll.

Allem Ultrathum in Behauptungen und in Forderungen abhold, legt hier der erfahrene Greis seine wohlbe-gründeten Bekenntnisse nieder über seines Standes Abzweckung und Wirksamkeit (Kap. 1.), über eines Pfarr-

hauses Eigenthümlichkeit (2.), über Ehe und Kinderzucht (3.), Feldwirthschaft (4.), theologische Fortbildung (5.), Kanzelberuf (6.), Altardienst (7.), Schule und Welt (8.), — worüber dem jüngern Amtsbruder eine Reihe heilsamer Mahnungen und Warnungen an das Herz gelegt werden. Manche Nachlässigkeit im Styl, manches verfehlte Bild ließen die Herausgeber stehen, vielleicht um nichts am Original zu verwischen. So „lebte (nach S. 131) die verfallene Kunst mit der Schande des Volkes und dem Schatten nichtiger Helbengröße in blutschänderischem Umgang(e)“! Ein Ausspruch Sirach's wird S. 214 dem Salomo zugeschrieben. S. 236 steht „Intelligibilität“ statt Intelligenz (oder Intellektualität?). Nach S. 355 sind die rohen Adligen „an der verbreiteten Cultur ausgestorben“. S. 315 kommt ein Trinker „in seinem etlichen und 60sten Jahre“ etc. Auch sind der sinnentstellenden Druckfehler viele unangezeigt geblieben, z. B. S. 352: „Gesänge“, soll unstreitig Gefälle oder Gebühren heißen. Dahin ist wohl auch die Verböserung eines klassischen Sprüchwortes zu rechnen: „Media tutissime ibis,“ wodurch dem gewandten Dvid ein arger Gähnlaut aufgebürdet wird. So wie überall auf die geistes- und sachsverwandten Werke von Harms, Herder, Hüffel, Jaepis, Klein, Schwabe und Wendler (wobei wir Schwarz und Spalding vermissen), verwiesen wird; so liefern die Anmerkungen auch noch manche treffende Urtheile anderer Autoren, namentlich Kernsprüche von Luther und von Baco, desgleichen aus den alten Klassikern und Kirchenvätern. Zuweilen dient eine geschichtliche Thatsache zur Erläuterung, z. B. über das Verhältniß zwischen Besoldung und Grundbesitz: „Dem Hosprediger Spalatin in Altenburg, der um Zulage bat, ward wegen Geldmangel ein Kammergut angeboten, das er ausschlug, weil es kaum 80 Mfl. trug. Dieß Gut giebt jetzt 5000 Thlr. Pacht.“ (S. 215).

Für eine Menge eigenthümlicher Bemerkungen, die wir uns angezeichnet hatten, ist uns der Raum versagt, so daß wir nur auf Eine am Schluß der Biographie aufmerksam machen, wo es heißt: „Die Zeit ist zu politisch und darum unkirchlich, kalt gegen die Kirche, wohl gar feindselig, so daß die Reformation so bald noch nicht ihre

Reformation erleben wird. Ja, die Kirche mag sich Glück wünschen, daß man jetzt mit ihren Angelegenheiten sich nicht befassen will, denn nach dem, was hier und da geschah, ist klar, daß die ungeweihte Zeit es nicht besser, sondern schlimmer machen werde, als es ist". Gott gebe, daß der Erfolg bevorstehender Veränderungen diesen herben Orakelspruch desto milder löse!

J. G. Trautschold.

Das Benehmen der Prinzen des Hauses Bourbon während der Revolution, der Emigration und des Consulats (1789—1805), von M. Barrère. Deutsch von L. v. Alvensleben. — Meissen, 1835, bei F. W. Göbbsche. 8. 278 S.

Zwei sehr interessante Umstände machen dieses, an und für sich unbedeutende Buch zu einer wichtigen Erscheinung, die nämlich, daß das Buch verfaßt wurde auf Befehl Napoleon's, der aus den Trümmern des Thrones der gestürzten Bourbons sich einen neuen, glänzenden und — drückendern aufgebaut hatte, und daß es verfaßt wurde von Barrère, dem Mitgliede des National-Convents, dem wüthenden Tyrannenhasser, dem eifrigen Jacobiner, dem Helden des neunten Thermidor und — o über die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und Gesinnungen! — dem Anhänger und Vertheidiger Napoleon's. Wie nun diese Beiden das Benehmen der Prinzen darstellen, das bedarf kaum der Erwähnung, wenn man bedenkt, daß es galt, einen, wenigstens dem Namen nach, freien Volke die verhaßte Theorie des Thrones wieder mundrecht zu machen und allen Haß auf die früheren Throninhaber hinüberzuwälzen. So finden wir denn hier die nur zu wohl bekannte Kette von Handlungen der Dummheit, Feigheit, Böseheit und totalen geistigen Impotenz im grellsten Lichte geschildert, aber freilich nicht mit solchen Beweisen belegt, wie man sie von zwei so erleuchteten und erlauchten Autoren zu fordern berechtigt wäre. Besonders bedürften die Beschuldigungen gegen den unglücklichen Ludwig XVI. weit triftigere Belege, da die Rechtheit der hier citirten Actenstücke, auf welche das Urtheil der National-Versammlung basirt war, wenigstens bei einem großen Theile derselben, noch nicht erwiesen ist. Indessen was kümmerte sich der allmächtige Consul, der siegreiche Imperator um Beweise? Er wollte das Volk gewinnen, und war auch die Wahrheit der aufgestellten Behauptungen nicht so ganz einleuchtend, so hatte er ja Mittel, Jedem, der Luft verspüren sollte, dagegen etwas einzuwenden, verstummen zu heißen. Abgesehen von diesen Schwächen, den widerlichen Lobpreis-

ungen des ersten Consuls und den Schmähungen, die damals an der Tagesordnung waren, ist das Buch ein reichhaltiges historisches Actenstück, das den Denker mannichfach anregen und dem Geschichtsfreund höchst interessant seyn muß. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß dasselbe auch in Deutschland, obgleich die wohlgelungene Uebersetzung sehr spät kommt, zahlreiche Leser finden wird.

Das Aeußere des Buches ist gut und freundlich.

Melania. Goldener Rath einer Mutter an ihre Tochter bei ihrem ersten Eintritt in die Welt. Aus dem Französischen. — Augsburg, 1835. Verlag der Carl Kellmann'schen Buchhandlung. 8. 176 S.

Nichts läßt sich mehr erleichtern als ein Urtheil über dieses Buch. Nachdem man mit geziemender Recensenten-Gewissenhaftigkeit das didaktische Werkchen durchgelesen und durchgemustert hat, findet man als vollkommen treffend, was in der Vorrede steht. Nach dem Beweis nämlich, daß es wohl einer Instruction für weltreife Jungfrauen bedürfe, heißt es: „Die in dem vorliegenden Buche eindringlich und klar im Namen einer weisen, zärtlich liebenden Mutter gegebenen zahlreichen Lehren und Winke stammen sichtlich aus einem großen Schatze von Erfahrungen und können bei allen Vorkommnissen und Schwierigkeiten im Gebiete der Moral wie im geselligen Leben von großem Nutzen seyn. Es herrscht in dem Schriftchen überall Reife der Einsicht und eine Sicherheit in der Raththeilung, die immer das Rechte trifft. Der Ausgangspunkt ist genommen aus der Religion, und das Ziel geht dahin, Herz und Gesinnung zu bilden und edle, reine Weiblichkeit zu befördern, zugleich werden für den Verkehr die feineren Anstandsregeln und gefälligen Formen der höheren Stände eingepägt, welche kennen zu lernen und sich anzueignen den Mittelständen Freude und Ehre bringen wird. Kurz, hier wird ein Buch geboten, welches durchaus praktisch ist und eine ganz praktische Richtung hat &c.“

Einige Artikel sind außerordentlich brav und pragmatisch bearbeitet, so daß man sie mit Abschnitten in Büchern, welche, gleichen Zweck verfolgend, die oberste Rangstufe erreicht haben (wir wollen nur an ein Werk des berühmten Rigaer Superintendenten Sonntag erinnern), in Parallele stellen kann. Hierher rechnen wir das Kapitel über den Zorn, über Gemüthsbewegungen, über Pflichten der Gattin gegen ihren Gatten, u. a. m. Die didaktischen Grundsätze sind einer im Ganzen reinen christlichen Re-

ligionslehre entlehnt, obgleich der Katholicismus zunächst als Norm gebient hat, so wie einer vernünftig angewandten und auf das Leben übertragenen Moral. Nur in dem scientivischen Theile findet sich sehr vieles Veraltete, das bei der neuen Ausgabe füglich mit dem zweckmäßigen Neuern hätte vertauscht werden sollen. Sollte man es glauben, daß man 1834 noch fordern könnte, ein Frauenzimmer solle seine Studien der alten Geschichte aus dem Rollen machen? Von dem Style des Buches gilt, was der Verfasser des ursprünglich (im J. 1805) in französischer Sprache erschienenen Buches ein gewisser Wolf von dem Style seiner Jüdlingin fordert: „er sey einfach, fließend, klar, verständlich, sanft, richtig, elegant, leicht, edel, fern von jeder Ziererei.“

Die äußere Ausstattung hat auf den ersten Blick etwas Glänzendes, während der zweite Blick von dem eleganten Umschlage in das Buch selbst nur etwas Gutes, Solides und zum Hausgebrauch Eingerichtetes zeigt.

Das Erbe von Toggenburg oder der erste Bürgerkrieg der Schweizer. Historischer Roman von Friedrich Seybold. Erster Theil. 311 S. Zweiter Theil. 276 S. Stuttgart, G. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. 1835.

Die Bahn des historischen Romans ist sehr ausgefahren und von Wegbaukundigen verschiedenfach schadhast befunden worden. Herr Seybold, um nach einigen seiner bisherigen Leistungen zu urtheilen, hätte wohl Genie und Kraft genug, wenn nicht eine neue Bahn einzuschlagen, doch ein neues, besseres Geleis anzulegen. Statt dessen aber wählt er einen bequemen Mittelweg, fährt zwischen den alten Bereichen des Ritter- und historischen Romans hindurch und läßt sich, unbekümmert darüber, wie die in seinem Fuhrwerk befindlichen Leute, will sagen: seine Leser, sich dabei befinden. Sind diese nun von dem gewöhnlichen Lesebibliotheken-Geschlecht, so werden sie freilich nur längst Gewohntes dabei empfinden, sich wohl befinden und ruhig bis an das beliebte Ende sich fortrütteln lassen; sind sie aber von einer weniger gewöhnlichen Art, machen sie größere Ansprüche, steht ihr Sinn und Streben nach künstlicheren Fuhrwerken und besseren Wegen, so werden sie sich nach wenigen Augenblicken unwohl fühlen, unruhig werden, ihrem schlecht gewählten Aufenthalte unter verschiedenen Unwillensbezeugungen entspringen und anderweitig nach Befriedigung ihrer Reiselust in's historisch-romantische Land sich umschauen. Es stände schlecht mit Literatur und

Publikum, wenn die letztere Art Leser nicht ein moralisches Uebergewicht über die erstere Art hätte.

Der erste Bürgerkrieg der Schweizer, zu welchem das Erbe von Toggenburg Mitveranlassung war, hätte eine sorgfältigere Bearbeitung, eine tiefere ethnographisch-philosophischere Begründung und Entwicklung erfahren und zu einem unsere Zeit anziehenderen historischen Gemälde gemacht werden sollen. Vor Allem hätte es dazu einer besseren Umgrenzung des Stoffes, einer schärferen Absonderung der Episoden und bestimmterer Lichtgebung der Hauptgegenstände, mit einem Wort: größerer Planmäßigkeit bedurft. Der Stoff des Romans ist jetzt nach allen Richtungen der Windrose hin verzettelt; man muß ihn gewissermaßen erst mühsam zusammenklauben, um seiner in der Einheit recht bewußt zu werden; er hängt da, wie von der Folterbank ausgereckt und ausgestreckt, ein Leib ohne rechte Seele, eine Seele ohne rechten Leib. Die Episoden sind bunt durch einander gewürfelt, ohne hinreichende Verbindung mit dem Hauptthema durchzuführen, mehr auf Blendung als wahre Ausschmückung berechnet. So Scenen am mailändischen Hofe, die Einführung des Scaramuzza, die im Scheimen Rache brütende megärenartige Tochter des gemordeten Caramagnuolo, der abenteuerliche Zug der Schweizer nach Mailand. Dafür hätte den schweizerischen Nationalverhältnissen, der Eifersucht der einzelnen Cantone unter einander, der Herausstellung der Casale zum Bürgerkriege und Untergange des letzten Erben von Toggenburg, der Einmischung Oesterreichs, der Dazwischenkunft Frankreichs durch die Armagnaken, der Charakteristik mehrerer Hauptpersonen, so wie der Haupt-Intriganten und mancher zweckmäßig eingewebten Erzählung (z. B. von der Sempacher Schlacht) mehr Raum und Ausdehnung gegeben werden können.

Nichts desto weniger bleibt nach angestellter Vergleichsrechnung manches Gute übrig. Dahin rechnen wir zuerst Ulrich Loriti, eine mit Vorliebe und Glück gezeichnete Schweizer Heldensfigur; Hugo von Dammartin, ein französischer Ritter, der fechtend und liebend das beste Theil erwählt, Heinr. Meiß, ein Senator mit der Märtyrerkrone des Patriotismus, desselben Tochter und deren Geliebter; ferner der Eremit Nicolaus, der Schwyzer Landamman Ital Neding, endlich der Züricher Bürgermeister Rudolph Stüssi und Hans von der Mauer (Graf von Toggenburg), obgleich die beiden Letzteren als Hauptpersonen mangelhaft erscheinen. Einige Schilderungen von Treffen und Schlachten, Aufzügen und dergl. sind ebenfalls brav. Wer über den einzelnen Zierrathen dem Ganzen etwas nachzusehen Willens ist, wer eine leichte Lecture ohne tiefere philosophische

und historische Studien liebt, dem sey der obengenannte Seybold'sche Roman empfohlen, obgleich er uns nochmals das Geständniß abnöthigt, daß er die Kunst, historische Romane zu schreiben, um nichts gefördert hat.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist mehr als gut.

Fortsetzungen.

Bibliothek historischer Romane. Achter u. neunter Band. Enthält Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters von Joh. Gottlob Rhode. Leipzig, bei W. Lauffer.

Es liegen uns hier zwei Bände von einem Sammelwerke vor, das bereits von Kritik und Publikum ehrenvoll aufgenommen worden ist und dem das erlangte Lob zu schmälern leicht als böser Wille erkannt werden könnte. Wir erhalten in den beiden Bänden drei unter einander verbundene Erzählungen, die wohlbefähigt sind, eine leichte und wohlgefällige Unterhaltung zu gewähren. Hiermit ist aber freilich noch nicht gesagt, daß diese Erzählungen den Namen Romane verdienen, und sie verdienen ihn in der That nicht, oder daß sie nur allen Forderungen, die man an historisch-romanhafte Erzählungen machen darf, Befriedigung gewähren; und sie gewähren dieselbe auch wirklich nicht. Es mangelt ihnen vorerst der überall durchleuchtende Centralisationspunkt, um welchen das Einzelne sich reißt und so zum Ganzen wird — die Hauptfigur oder Hauptbegebenheit, die des Lesers Interesse erregt und festhält. Personen und Ereignisse sind vielmehr bunt durch einander geworfen, erscheinen und verlieren sich ohne Zweck und Nutzen, und der Geist hat demnach nichts, woran er sich theilnehmend festklammert, was er mit Aufmerksamkeit durch alle Veränderungen hindurch verfolgt. Die Charakteristik ist oberflächlich und schwankend. Der geschichtliche Hintergrund ist unklar, so zerrissen und zerbröckelt, daß sein Prädicat „geschichtlich“ eigentlich nur auf des Verfassers Willen und Behauptung beruht. Dagegen bietet jedoch das Werk eine bunte Reihenfolge von Begebenheiten und leicht skizzirten Charakteren, die jeden Leser in Stunden weniger Anforderungen unterhalten; heitere und tragische Scenen, ernste und drollige Figuren wechseln in freundlichem Gemisch, und ist die Erscheinung der verschiedenartigen Bilder auch oft genug viel zu wenig motivirt, so beschäftigen und

befriedigen sie doch die Phantasie. Unbegreiflich erscheint es unter Anderen, warum der Verf. die heldenmüthige Rebekka aus Walter Scott's „Ivanhoe“ in diese Erzählungen verflochten und doch keinen Schatten dieses schönen Charakters wiedergegeben hat. — Die Sprache erhebt sich nicht über das Gewöhnliche, doch ist sie rein und der Sache angemessen. Wer also nur Unterhaltung sucht, den werden die Erzählungen befriedigen, und mehr hat der Verfasser wohl auch nicht erstreben wollen.

Druck und Papier sind tabellos.

Erzählungen aus der Copenhagener fliegenden Post. In's Deutsche übertragen von L. Krause. 3ter Thl. Leipzig, 1835, bei Ch. E. Kollmann. 8. 308 S.

Zwei Bände dieser Erzählungen haben wir bereits besprochen und, den strengeren Maßstab der Kritik bei Seite legend, dem lesenden Publikum zu Ankauf und Lectüre empfohlen. Wir finden im dritten Theile nichts, was uns von der eingeschlagenen Bahn zurückriefe und zu größerer Strenge veranlaßte. Das Buch bringt zwei Erzählungen: „Die hellen Nächte“ und „Das Heirathgesuch“. Beide geben eine leichte, angenehme, gefällige Unterhaltung, und da sie ihrer ersten Bestimmung gemäß nicht mehr geben sollen und wollen, so bedarf es eigentlich weiter nichts, weder zu ihrem Lobe, noch zu ihrem Tadel. Die „hellen Nächte“ sind unstreitig am besten erzählt. Mit einer anziehenden Handlung, zu welcher sehr passend das Bombardement Copenhagens durch die Engländer hinzugethan ist, verbindet die Erzählung einige wohlgelungene Charakterzeichnungen in den Figuren des verschriebenen Sir Charles und des gutmüthigen Organisten, Oheim Albert. Besonders der Letztere ist eine freundlich wohlthuende Erscheinung. Die Verwicklung erhält das Interesse bis an's Ende und der Schluß befriedigt. Minder gelungen ist die zweite Erzählung. Stoff und Verlektung sind verbraucht, Charaktere fehlen ganz, und das Ganze erhebt sich um keine Linie über das Mittelmäßige. Die Uebersetzung stockt nur an wenigen Orten, die Sprache ist rein, die Darstellung klar und lebendig. Genug, um dem auch äußerlich recht gut ausgestatteten Buche einen hinreichenden Leserkreis zu verschaffen!

E. d. Bönecke.